

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Chevy Stevens**  
**Blick in die Angst**  
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## 1. Kapitel

Als ich Heather Simeon zum ersten Mal sah, lag sie zu einer Kugel zusammengerollt im Kriseninterventionsraum des Krankenhauses. Sie hatte eine dünne blaue Decke eng um sich gewickelt, die weißen Verbände hoben sich überdeutlich von den Handgelenken ab. Blondes Haar bedeckte den Großteil ihres Gesichts. Doch selbst jetzt noch strahlte sie eine gewisse Vornehmheit aus, obwohl die hohen Wangenknochen, die wunderschön geschwungenen Brauen, die Patriziernase und die zarten Konturen der blassen Lippen unter dem Schleier aus Haaren kaum zu erkennen waren. Nur ihre Hände wirkten ungepflegt: Die Nagelhaut war eingerissen und blutig, die Nägel waren schartig. Sie sahen jedoch nicht abgeissen, sondern gebrochen aus. Genau wie Heather selbst.

Ich hatte bereits ihre Krankenakte gelesen und mit dem Psychiater aus der Notaufnahme gesprochen, der sie in der vergangenen Nacht aufgenommen hatte. Dann war ich alles noch einmal mit den Krankenschwestern durchgegangen, von denen die meisten seit Jahren auf der Geschlossenen arbeiteten und die meine besten Informationsquellen waren. Während meiner morgendlichen Visite verbrachte ich eine viertel bis ganze Stunde mit einzelnen Krankenhaus-Patienten, doch die übrige Zeit arbeitete ich beim Mental Health Service, der psychologischen Ambulanz. Aus diesem Grund nahm ich gerne eine Krankenschwester mit, wenn ich einen

Patienten zum ersten Mal aufsuchte, damit wir beim Behandlungsplan auf dem gleichen Stand waren. Jetzt war Michelle bei mir, eine fröhliche Frau mit blonden Locken und einem breiten Lächeln.

Heathers Mann war am Abend zuvor nach Hause gekommen und hatte sie ausgestreckt auf dem Küchenfußboden entdeckt, das Messer neben der Hand. Als sie im Krankenhaus eingeliefert wurde, war sie unruhig geworden, hatte geschrien und war auf das Pflegepersonal losgegangen. Der Notarzt testete sie auf Drogen, fand jedoch nichts, also gab er ihr Lorazepan und brachte sie im Kriseninterventionsraum unter. Sie wurde engmaschig überwacht, und alle fünfzehn Minuten sah eine Krankenschwester nach ihr.

Sie hatte die ganze Nacht geschlafen.

Ich klopfte leise an den Türrahmen. Heather bewegte sich, schlug die Augen auf und blinzelte ein paarmal. Ich trat näher an ihr Bett heran. Sie blickte zu mir auf, fuhr sich mit der Zunge über die aufgesprungenen Lippen und schluckte. Sie öffnete den Mund, als wollte sie etwas sagen, doch dann stieß sie nur einen langen Seufzer aus. Ihre Augen waren dunkelblau.

»Guten Morgen, Heather«, sagte ich so einfühlsam wie möglich. »Ich bin Dr. Lavoie, Ihre behandelnde Psychiaterin.« Als ich noch meine Privatpraxis in Nanaimo hatte, hatten meine Patienten mich Nadine genannt. Doch seit ich in Victoria wohnte und im Krankenhaus arbeitete, hatte ich begonnen, meinen Titel zu benutzen. Die emotionale Distanz gefiel mir – sie war einer der Gründe, warum ich überhaupt umgezogen war. »Möchten Sie etwas Wasser?«

Sie starrte auf einen Punkt irgendwo hinter meiner Schulter. Ihre Miene war ausdruckslos, bar jeder Trauer oder

Wut. Wenn auch nicht physisch, so hatte sie es zumindest geschafft, gefühlsmäßig zu verschwinden.

»Ich würde mich gerne ein wenig mit Ihnen unterhalten, wenn das in Ordnung ist.«

Ihr Blick irrte an mir vorbei und fiel auf Michelle. Sie zog die blaue Decke noch enger um sich.

»Warum ... ist sie hier?« Ihre Stimme war nicht mehr als ein Flüstern.

»Michelle? Sie ist eine unserer Krankenschwestern.«

In der psychiatrischen Abteilung kleideten sich die Ärzte im Allgemeinen eher ungezwungen, und das Pflegepersonal achtete mehr auf Bequemlichkeit. Michelle hatte eine Vorliebe für witzige Klamotten, heute trug sie eine flippige gestreifte Bluse zu einem dunklen Jeansrock. Abgesehen von dem Namensschild, das ihr an einem Band um den Hals hing, wäre man nicht unbedingt darauf gekommen, dass sie eine Krankenschwester war.

Heathers Körpersprache drückte Abwehr aus, sie duckte sich beinahe unter der Decke, ihr Blick sprang zwischen uns hin und her wie bei einem in die Ecke getriebenen Tier. Michelle trat einen Schritt zurück, doch Heather wirkte immer noch überfordert. Manche Patienten hatten das Gefühl, einer Übermacht gegenüberzustehen, wenn wir zusammen mit einer Schwester auftauchten.

Ich sagte: »Wäre es Ihnen lieber, mit mir allein zu sprechen?«

Sie nickte kurz, während sie mit den Zähnen an einem Zipfel ihres Verbandes zupfte. Erneut hatte ich das Gefühl, ein wildes Tier vor mir zu haben, das versucht, seinen Fesseln zu entkommen. Ich sah Michelle an, um ihr zu signalisieren, dass sie unbesorgt gehen konnte.

Michelle lächelte Heather an.

»Ich sehe später noch mal nach Ihnen, Liebes. Falls Sie irgendetwas brauchen.«

Michelles herzliche Art im Umgang mit den Patienten war mir schon öfter positiv aufgefallen. Sie saß oft da und redete mit ihnen, selbst in ihren Pausen. Als sich die Tür hinter ihr schloss, wandte ich mich wieder an meine Patientin.

»Können Sie mir sagen, wie alt Sie sind, Heather?«

»Fünfunddreißig«, sagte sie langsam, wobei sie sich umschaute und allmählich zu begreifen schien, wo sie sich befand. Ich versuchte den Raum mit ihren Augen zu sehen und empfand Mitleid mit ihr: Die schwere Metalltür hatte nur ein kleines Plastikfenster, und die Plexiglasabdeckung vor dem Fenster wies Kratzspuren auf, als hätte jemand versucht, sich seinen Weg hinauszuscharren – was tatsächlich der Fall gewesen war.

»Und wie heißen Sie?«, sagte ich.

»Heather Duncan ...« Sie schüttelte den Kopf, als hätte sie sich bei einem Fehler ertappt, doch die Bewegung wirkte träge und verzögert. »Simeon. Jetzt heiße ich Simeon.«

Ich lächelte. »Haben Sie vor kurzem geheiratet?«

»Ja.« Kein M-hm. Sie war wohlgezogen, und man hatte ihr beigebracht, deutlich zu sprechen. Ihr Blick blieb an der schweren Metalltür hängen. »Daniel ... ist er hier?«

»Er ist hier, aber ich würde gerne zuerst mit Ihnen sprechen. Wie lange sind Sie und Daniel schon verheiratet?«

»Sechs Monate.«

»Was machen Sie beruflich, Heather?«

»Im Moment mache ich gar nichts, aber früher habe ich im Laden gearbeitet. Wir kümmern uns um die Erde.«

Mir fiel auf, dass sie zur Gegenwartsform gewechselt war.

»Sind Sie Landschaftsarchitektin?«

»Es ist unsere Aufgabe, das Land zu hegen und zu bewahren.«

Ich verspürte ein unangenehmes Flattern in der Magen-  
gegend bei dieser Phrase. Sie klang vertraut, und sie hatte es  
so gesagt, als würde sie einen Ausdruck wiedergeben, den  
sie viele Male gehört hatte. Sie wiederholte, sprach jedoch  
nicht selbst.

»Wie ich hörte, hatten Sie eine schlechte Nacht«, sagte  
ich. »Möchten Sie mir erzählen, was passiert ist?«

»Ich will nicht hier sein.«

»Sie sind im Krankenhaus, weil es unter die Bestimmun-  
gen fällt. Sie haben versucht, sich etwas anzutun, und wir  
wollen nicht, dass das noch einmal vorkommt. Also werden  
wir Ihnen helfen, damit Sie wieder gesund werden.«

Sie richtete sich auf, bis sie saß. Als sie sich auf die Ma-  
tratte stützte, fiel mir auf, wie dünn ihre Arme waren. Die  
Adern traten deutlich hervor, und sie zitterte, als würde die  
Anstrengung, ihren Körper in der Aufrechten zu halten, sie  
erschöpfen.

»Ich wollte nur, dass das alles aufhört.« Tränen stiegen  
ihr in die Augen, liefen ihr übers Gesicht und tropften von  
der Nase herab. Eine landete auf ihrem Arm. Heather starrte  
darauf, als hätte sie keine Ahnung, wie sie dorthin gelangt  
war.

»Was soll aufhören?«

»Die schlechten Gedanken. Mein Baby ...« Ihre Stimme  
brach, und sie zuckte mit zusammengebissenen Zähnen zu-  
sammen, als verspürte sie tief in ihrem Inneren einen Stich.

»Hatten Sie eine Fehlgeburt, Heather?« Laut ihrer Akte  
hatte sie vor einer Woche ihr Kind verloren, aber ich wollte  
sehen, ob sie mir von sich aus mehr darüber erzählen würde.

Eine weitere Träne löste sich und tropfte auf ihren Arm.

»Ich war im dritten Monat, als ich anfang zu bluten ...« Sie holte tief Luft und stieß sie langsam durch die zusammengepressten Lippen wieder aus.

Ich schwieg einen Moment, aus Respekt vor dem, was sie mir gerade erzählt hatte. Dann sagte ich sehr behutsam: »Das tut mir leid, Heather. Das muss sehr schmerzhaft für Sie gewesen sein. Es ist völlig normal, sich deprimiert zu fühlen, nachdem man ein Kind verloren hat. Aber wir können Ihnen helfen, mit Ihren Gefühlen fertig zu werden, damit sie Sie nicht überwältigen. In Ihrer Krankenakte steht, dass Ihr Arzt Ihnen letztes Jahr ein Antidepressivum verschrieben hat. Nehmen Sie es noch?«

»Nein.«

»Wann haben Sie damit aufgehört?«

»Als ich Daniel kennenlernte.« Ich hörte den leicht abwehrenden Unterton und wusste, dass sie ein schlechtes Gewissen hatte, weil sie ihre Tabletten nicht weitergenommen hatte, und sich schämte, dass sie sie überhaupt brauchte. Menschen mit Depressionen hören oft auf, ihre Medikamente zu nehmen, wenn sie sich verlieben, die Endorphine bilden ein eigenes, natürliches Antidepressivum. Doch irgendwann trifft sie dann das reale Leben mit voller Wucht.

»Als Erstes möchte ich, dass Sie Ihre Medikamente wieder nehmen.« Meine Stimme klang unbekümmert: *Kein Problem. Sie werden wieder gesund.* »Wir fangen mit einer niedrigen Dosierung an und schauen, wie es Ihnen damit geht. In Ihrer Akte steht auch, dass Sie vor ein paar Jahren einiges durchgemacht haben.« Damals hatte sie zweimal versucht, sich mit Tabletten das Leben zu nehmen. Beide Male hatte man sie in letzter Sekunde gefunden, doch jetzt, wo sie zu brutaleren Methoden übergegangen war, würde sie nächstes Mal vielleicht nicht so viel Glück haben.

»Sie wurden damals an einen Psychologen überwiesen. Gehen Sie noch zu ihm?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich mochte ihn nicht. Wie geht es Daniel?«

»Die Schwestern sagten, er sei die ganze Nacht hier gewesen und nur am Morgen kurz nach Hause gefahren, um Ihnen ein paar Sachen zu holen. Jetzt sitzt er wieder im Wartezimmer.«

Heather runzelte besorgt die Stirn. »Er muss so müde sein.«

»Ich bin sicher, dass Daniel vor allem möchte, dass Sie wieder gesund werden. Wir sind hier, um Ihnen dabei zu helfen.«

Frische Tränen ließen ihre Augen noch blauer wirken, wie von Diamanten eingefasste Saphire. Sie war so blass, dass man jede Ader an ihrem Hals erkennen konnte, aber sie war immer noch betörend schön. Die Menschen glauben meist, schöne Menschen hätten keinen Grund, unglücklich zu sein. Doch oft ist genau das Gegenteil der Fall.

»Ich will Daniel sehen«, sagte sie. Allmählich fielen ihr die Augen zu, die Anstrengung des Gesprächs zehrte die wenige Energie auf, die sie noch übrig hatte.

»Ich werde vorher ein paar Worte mit ihm wechseln, dann sehen wir weiter, ob er Sie kurz besuchen darf.« Ich wollte ein Gespür dafür bekommen, in was für einer emotionalen Verfassung er war, damit er die Situation nicht noch schlimmer machte.

»Hier drin können sie mich nicht finden.« Sie sagte die Worte in den Raum, als hätte sie vergessen, dass ich da war, und würde sich nur selbst beruhigen.

»Wer, fürchten Sie, könnte Sie denn finden?«

»Die sollen uns in Ruhe lassen, aber sie rufen einfach

immer wieder an.« Sie zupfte an ihren Nagelhäuten herum, während sie sprach, und zog ein winziges Stück Haut ab.

»Bedrückt Sie etwas?« In ihrer Akte stand nichts von Paranoia oder Halluzinationen, aber bei einer schweren Depression, unter der Heather offenkundig litt, kam es manchmal auch zu psychotischen Schüben. Wenn sie allerdings tatsächlich Probleme mit Menschen in ihrem Umfeld hatte, mussten wir das wissen.

Sie begann erneut, mit den Zähnen an dem Verband zu zerren.

»Das hier ist ein sicherer Ort«, sagte ich, »ein Ort, an dem Sie sich erholen können. Wir können jeden abweisen, von dem Sie nicht möchten, dass er Sie besucht, und die Station wird die ganze Zeit vom Sicherheitsdienst überwacht. Niemand kann zu Ihnen gelangen.« Falls es eine reale Bedrohung gab, wollte ich, dass Heather sich sicher genug fühlte, um mir zu erzählen, was los war. Aber auch, wenn es sich lediglich um eine Paranoia handelte, musste sie sich beschützt fühlen, damit wir sie behandeln konnten.

»Ich gehe nicht zurück.« Es klang, als würde sie sich selbst warnen. »Die können mich nicht zwingen.«

»Wer kann Sie nicht zwingen?«

Mühsam öffnete sie die Augen und sah mich seltsam alarmiert an. Ich merkte, dass sie nachgrübelte, was sie mir gerade erzählt hatte. Angst, und noch etwas anderes, etwas, das ich noch nicht benennen konnte, schien regelrecht von ihr abzustrahlen und in mich einzudringen. Ich unterdrückte den Impuls, zurückzuweichen.

»Ich muss Daniel sehen.« Ihr Kopf sackte nach vorn, und das Kinn sank auf ihre Brust. »Ich bin so müde.«

»Warum ruhen Sie sich nicht etwas aus, während ich mit Ihrem Mann rede?«

Sie rollte sich unter der blauen Decke in Embryonalstellung zusammen, das Gesicht zur Wand gekehrt. Trotz der Wärme im Raum zitterte sie.

Mit kaum hörbarer Stimme sagte sie: »Er sieht *alles*.«  
Ich blieb an der Tür stehen. »Wer sieht alles, Heather?«  
Sie zog nur die Decke übers Gesicht.